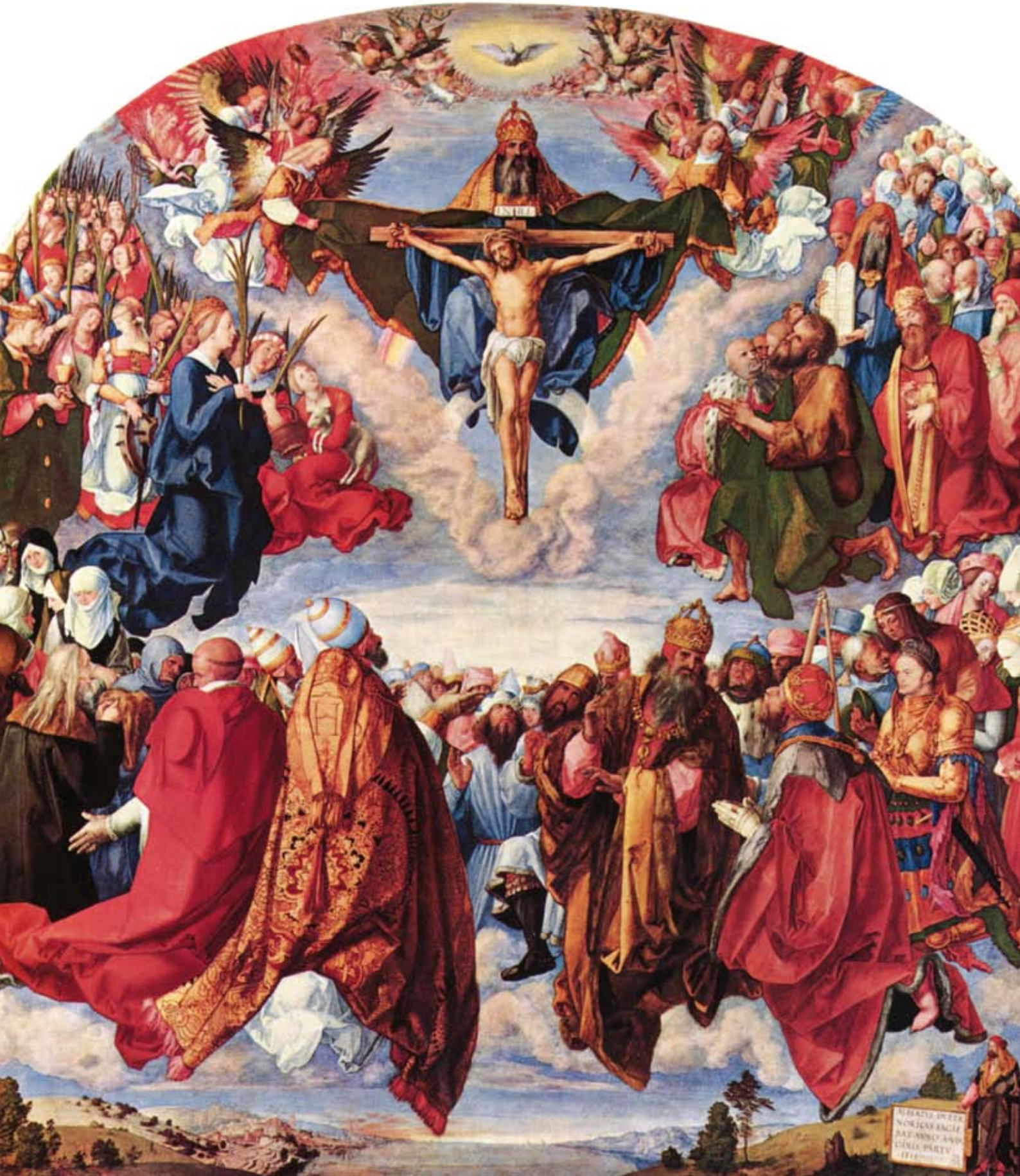


Kirchliche Sammlung

Herausgeber: Kirchliche Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche e.V.

30. Jahrgang / Nr. 2/2010

September 2010



Liebe Leser,

Die Menschen hungern nach wirklichen Heiligen. Sie wissen es nicht immer. Wir Christen haben in unserer Geschichte inspirierende Beispiele exemplarischen christlichen Lebens. Und Kirche ist sich und der Gesellschaft die heilende Erinnerung an ihre herausragenden Vertreter schuldig. Wir brauchen neues bewußtes Leben mit den Heiligen.

Es gibt keine Heiligung ohne ein durch die Heilige Schrift geformtes Sexualethos. „Denn das ist der Wille Gottes, eure Heiligung, daß ihr meidet die Unzucht.“ Heilige sind Gottes zeitgerechte Provokation, in unserer sexualisierten Gesellschaft neu nachzudenken über das, was unsere Vorgänger mit dem Wort „Keuschheit“ meinten. Sexueller Mißbrauch wurde zweifellos erleichtert, als die „Volks“-Kirchen das 6. Gebot in der klassischen Auslegung Luthers vergaßen.

In diese Zusammenhänge gehört der perverse Antrag von SPD und Grünen, die „sexuelle Identität“ ins Grundgesetz aufzunehmen. Christl Vonholdt skizziert den Kampfbegriff der Linken und beschreibt die Folgen dieses Antrags.

Und schließlich: Der Rücktritt Maria Jepsens gibt Anlaß für einen Rückblick auf fast 2 Jahrzehnte mit der ersten lutherischen Bischöfin.

Im Namen des Vorstands wünsche ich Ihnen eine nachdenkliche, wo nötig auch kritische Lektüre

Ihr Dieter Müller

Herbsttagung der Kirchlichen Sammlung

Am 20. November ab 9.30 Uhr
Anshar Neumünster

Thema: Was wird aus dem
lutherischen Bekenntnis in der
Nordkirche?

Allerheiligen

In Albrecht Dürers Allerheiligen-Bild ist der „Gnadenstuhl“ die perspektivische Mitte. Der Gnadenstuhl – nach Röm 3,25 und Hebr. 9,5 - ist in der christlichen Kunst eine auf den gekreuzigten Christus hin pointierte Darstellung der Heiligen Trinität. Gott-Vater bietet seinen gekreuzigten Sohn der Welt dar. Christus ist der exklusive Zugang zur sühnend-versöhnenden Gnade Gottes für die Menschheit. Der Heilige Geist, im Bild symbolisiert durch die Taube, prägt den Glauben ins Herz der Menschen. Die durch den Geist Gottes gestalteten Heiligen der Kirche sind im Bild staunend, sinnend, anbetend um den Gnadenstuhl gruppiert.

Die Tradition des Allerheiligen-Festes reicht in die Alte Kirche zurück. Papst Gregor IV. legte schon 835 das Allerheiligen-Fest für die gesamte Westkirche auf den 1. November. Leider ist dies inspirierende Kirchenfest im Protestantismus weithin verloren. Seinen entleerten Raum erobert gegenwärtig der Halloween-Spuk. Mit „Lutherbonbons“ für Kinder statt Halloween läßt sich allerdings gewiß nichts zurückgewinnen, wohl aber könnte eine Besinnung auf die leuchtenden Repräsentanten des christlichen Glaubens dem Fest seinen Glaubensglanz zurück bringen. Das wäre zugleich ein kraftvoller ökumenischer Schub.

Nachfolge – zum Beispiel die Heiligen

Heilige gehören über die Konfessionsgrenzen hinweg der ganzen Christenheit. Von Spurgeon stammt der Satz: Ein Gramm Glaubenserfahrung sei mehr als eine Tonne Glaubentheorie. In den Heiligen der Kirche ist die Theorie des Glaubens in überwältigend-wunderbarer Weite und Tiefe bewegendes Leben geworden. Heilige sind Leuchtfeuer Gottes in der Welt. Franz von Sales sagte einmal: „Zwischen dem geschriebenen Wort des Evangeliums und dem Leben der Heiligen ist kein anderer Unterschied als zwischen den Noten einer Musik und ihrer Ausführung.“ Der Glaube an den dreieinigen Gott verleibt sich in Menschen. Das geschieht in Analogie zur Menschwerdung Gottes in Christus. Ohne den extraordinären Christen, in dem Gott demonstriert, was alles möglich ist, wenn ein Mensch glaubt, verarmt die Kirche. Ignatius von Loyola beklagte: „Die wenigsten Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen könnte, wenn sie sich ihm ganz zur Verfügung stellten.“

Heilige gehören auf die Tagesordnung der Kirche. Gott ist heilig, sagt die Heilige Schrift bei Mose, und wer glaubt, soll heilig sein. „Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ ermutigt Jesus die Christen. Er fordert nicht Moral, nicht ethische Superleistung, Heilige sind Geschöpfe der Geist-Erfahrung. In ihnen allen hat Gott selbst das Feuer der Gottes- und Menschenliebe entzündet. Gott, der ein verzehrendes Feuer ist, begegnete diesen Menschen in abgründig bergender Liebe, und darum lieben sie in unaussprechlicher Freude. Heiligung ist ein Weg, auf dem Christen in das Geheimnis der Passion Christi eintauchen, und auf diesem Weg gewinnen sie Teil an der Freiheit des Himmels. Heilige ringen um Vollkommenheit, weil sie sich geistvoll konzentriert nach Gottes Nähe ausstrecken, und sie erfahren die Wirklichkeit Gottes. Heilige sind nach Walter Nigg Menschen, die „bereits in diesem Leben die groß gelebte gläubige Existenz verkörpern, die ganz auf Gott hin ausgerichtet

ist.“ Selten waren sie schon in den Windeln heilig. Nicht wenige hat Gott aus dem Sumpf der Sünde zu sich gezogen. Selbstgerechtigkeit ist dem heiligen Menschen völlig fremd: Je intensiver Heilige sich nach Vollkommenheit verzehren, desto schmerzender erfahren sie ihre Unvollkommenheit. Sie bleiben Geschöpfe der Gnade.

Heilige sind Ausnahmegestalten. Ihr „Alleinstellungsmerkmal“ ist die alles umfassende Begeisterung für Gott. Gerade in dieser hingerissenen Leidenschaft wird Gott auserwählten Menschen wahrnehmbar in geheiligter Sinnlichkeit, die Himmel und Erde verbindet. In ihrer Hingabe, die radikal das Leben aufs Spiel setzt, zeigen sie uns zurückhaltenden Christen den wirklichen Gott, der selbst total zugewandte gewinnende Liebe in Person ist. Gott sehnt sich danach, den Menschen geheiligt neu zu schaffen. „Ist jemand in Christus, dann ist er eine neue Kreatur...“ Heilige repräsentieren gesteigert die Kontrastgesellschaft,

die Jesus Gottes Herrschaft nennt. Sie sind real existierend das genaue Gegenteil zum Typ des säkularen Menschen, der heute in den Kirchen vorherrscht. Das läßt die Heiligen in der Moderne so fremd erscheinen.

Heilige waren nie Stereotype, die man über einen Leisten schlagen könnte. Jeder ist ein Original. Georges Bernanos schrieb: „Die Heiligkeit ist auf keine Formel zu bringen...“ „Das Beispiel der Heiligen erhält...die gesteigerte Bedeutung durch seine beständige Erneuerung in allen Jahrhunderten. Nicht nur einmal ereignet sich ein solch wunderbares Leben, sondern zu allen Zeiten bezeugt Gott sich in ihnen aufs neue, ... immer wieder den veränderten Zeitumständen entsprechend...“ Walter Nigg beschreibt hier, wie schöpferisch und nachhaltig, wie zäh und kraftvoll Gott durch die Jahrhunderte den hingerissenen Glauben schafft, in dem Christen „Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“. In keinem Heiligen finden wir alle

Merkmale des Heiligen verkörpert. Jeder bringt den eigenen Aspekt zum Strahlen, den Gott in seinen Auftrag eingeschrieben hat. Gott ist unendlich kreativ. Er selbst gibt den Auftrag für die jeweilige geschichtliche Stunde. Franz von Assisi zum Beispiel hatte um die Wende zum 13. Jh. in der Zeit des beginnenden



mittelalterlichen Kapitalismus die historische Aufgabe, der heruntergekommenen, der Welt verfallenden Kirche neue Glaubwürdigkeit zu schenken durch einen Lebensstil, dessen völliger Verzicht auf die Güter dieser Welt Gott den Raum bietet, das Leben auf Erden mit der unbändigen Freude des Himmels zu füllen.

Die protestantische Verlegenheit

Wir Evangelischen haben es schwer mit den Heiligen, nicht nur weil Luther seiner Zeit um Christi willen einen modernden Heiligensumpf austrocknen mußte. Dietrich Bonhoeffer erinnerte sich in „Widerstand und Ergebung“ eines Gespräches, das er mit einem jungen französischen Pfarrer hatte: „Wir hatten uns ganz einfach die Frage gestellt, was wir mit unserem Leben eigentlich wollten. Da sagte er: ich möchte ein Heiliger werden (- und ich halte es für möglich, daß er es geworden ist-); das beeindruckte mich damals sehr. Trotzdem widersprach ich ihm und sagte ungefähr: ich möchte glauben lernen. Lange Zeit habe ich die Tiefe dieses Gegensatzes nicht verstanden. Ich dachte, ich könnte glauben lernen, indem ich selbst so etwas wie ein heiliges

Leben zu führen versuche. Als das Ende dieses Weges schrieb ich wohl die ‚Nachfolge‘. Heute sehe ich die Gefahren dieses Buches, zu dem ich allerdings nach wie vor stehe, deutlich.“ Gott sei Dank stand Bonhoeffer auch am Ende zu seinem Buch. Seine „Nachfolge“ ist uns in der sich selbst säkularisierenden Volkskirche nötiger denn je.

Immerhin fordert auch unser Augsburger Bekenntnis in etwas spröden Sätzen, Christen sollten der Heiligen gedenken. „Vom Heiligendienst wird von den Unseren so gelehrt, dass man der Heiligen gedenken soll, damit wir unseren Glauben stärken, wenn wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren und auch wie ihnen durch den Glauben geholfen worden ist; außerdem soll man sich

an ihren guten Werken ein Beispiel nehmen...“ In Heiligen hat sich immer ein hohes missionarisches Potential verkörpert. Heilige hat man das „lebende Evangelium“ genannt. Authentisches Christenleben ist immer noch die gewinnendste Einladung an Menschen zu glauben.

Bonhoeffer zeigt hoch differenziert, wie schwer es Protestanten haben, die Heiligen zu verstehen und „heilig“ zu leben. Seit Luther das Bild vom Gottesdienst der Magd im Kuhstall gegen den katholischen Kult prägte, ist ein schier unwiderstehlicher Zug zur Säkularisierung in den Protestantismus einprogrammiert. Das Heilige aber gedeiht in säkularisierter Wirklichkeit nicht gut. Der säkularen Intellektualität

der Aufklärung bleibt das Heilige verschlossen. In dem Maß, wie in der Moderne das Bewußtsein, real mit Gott zu leben, verdunstete, wurden die Heiligen auf ihre ethische Leistung reduziert und nicht selten pathologisiert. Walter Nigg, der empathische Hagiograph, bezeichnet den „Prozeß der Verdämmerung der grandiosen Heiligenwelt“ als tragisches Verhängnis ohnegleichen. „Das Christentum büßte dadurch die Kenntnis von seinen überragendsten Vertretern ein. Es kam um das Salz, das seine Speise kräftig machte. Das Faszinierendste in der Kirchengeschichte sind jene Gestalten, welche über die menschliche Kleinheit und Schwäche hinaus gingen, die das Evangelium auf eine kühne Art vertraten und von heiligem Wahnsinn ergriffen waren. Wenn diese lodernen Menschen unbekannt werden, muß sich dies für die gesamte Christenheit als Verfall auswirken. Sie erleidet damit eine katastrophale Einbuße und gibt etwas verloren, auf das unter keinen Umständen verzichtet werden kann.“

Gottes ökumenisches Angebot

„Unsere Zeit braucht eine neue Heiligkeit, welche die unterminierenden Kräfte der Gegenwart überwinden hilft... Der neue Typus des Heiligen wird sich inmitten des Strudels der Welt bewegen, und vor allem an dem

blutenden Schmerz der sozialen Not nicht unbeteiligt vorübergehen,“ stellt Walter Nigg fest. Dieser kongeniale Historiker der christlichen Heiligengeschichte fand in Dostojewskijs Romanen das Bild des modernen Heiligen im Kontext der Orthodoxie beschrieben. Dessen Christusbild vollzieht sich paradox in tiefem Leid, brennender Liebe und bergend erfahrener Gottesnähe. Zweifellos war Mutter Theresa von Kalkutta eine solche Werte setzende Heilige. Sie ließ im Elend Indiens kein behindertes Kind auf der Straße sterben und wußte sich zugleich durch Christus berufen, bei der Nobelpreisverleihung gegen die Empörung der machtvollen feministischen Weltbewegung Abtreibung Mord zu nennen. Dietrich Bonhoeffer war – mit ganz anderem Auftrag von Gott - ebenso eine dieser Heiligen gestalten der Gegenwart. Er setzte sein Leben „in Christus“ gegen die mordenden Nazis, und er nennt wie Mutter Theresa mit zeitloser, absoluter Schärfe ohne „seelsorgenden“ Ablaß die Kindstötung im Mutterleib Mord. Heilige bezeugen nicht den „lieben Gott“ in billiger Banalität, aus Heiligen spricht der unheimlich-gnädige Gott, der Gott des „Gnadenstuhls“, der in Christus „kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten“.

Mir scheint: Die Ökumene gewährt in der gegenwärtigen Kirchen-Krise uns Protestanten ein kostbares An-

gebot Gottes. Wir evangelischen Christen könnten von katholischen und orthodoxen Christen lernen, welche Quelle der Inspiration in den „Heiligen“ darauf wartet, von uns angeeignet zu werden. Walter Nigg nennt die Heiligen das „schönste Ruhmesblatt des Katholizismus“, sie sind die Lichtseite der Kirche. Gott hat sie der ganzen Christenheit geschenkt. Als Benedikt XVI., dieser herausragende Intellektuelle, 2009 den Pfarrer von Ars, den „erleuchteten Idioten“, wie Walter Nigg ihn nannte, erneut zum Patron des Jahres der Priester wählte – ihn also auch zum Beispiel setzte –, war dies ein bewegendes Zeugnis der Offenheit für Christi Geist und zugleich eine geistreiche Provokation der Moderne: Jean Vianney steht diametral zum aufgeklärten, intellektualisierenden Theologen der westlichen Welt. Der Pfarrer von Ars kannte wahrscheinlich keine Seite der französischen Weltliteratur, kein einziger Satz glänzend formulierter französischer Philosophie hatte für ihn irgendeine Bedeutung, er war arm, er war gehorsam, er war keusch und er war demütig. Beispielhaft lebte er als Dorfpfarrer die Bergpredigt Jesu: Im wissenschaftsgläubigen, fortschrittssüchtigen 19. Jahrhundert wirkt dieser einfältige Heilige wie ein Gegenentwurf des Gottes, der „die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht“ hat.

Dieter Müller

Der Pfarrer von Ars

Walter Nigg hat ihn in die Reihe seiner neun „großen Heiligen“ aufgenommen. Der französische Schriftsteller George Bernanos hat diesem Landpfarrer in den Priester gestalten seiner abgründigen Romane ein kongeniales literarisches Denkmal gesetzt. Bernanos Roman „Tagebuch eines Landpfarrers“ ist nicht nur große Literatur, sondern geradezu ein Handbuch geistvoller

Seelsorge aus dem Geist des Pfarrers von Ars.

Was machte diesen Priester Jean Vianney aus, dem es am Intellekt fehlte, das normale Priesterexamen durchschnittlich zu bestehen? Er lebte eine leidenschaftliche Liebe zu Gott und den Menschen. Gott war ihm alles in höchster Konzentration, und darum konnte er alles verschenken, was man ihm gab.

Man schenkte ihm ein wunderbar duftendes Brot, ein Bettler klopfte an seine Tür, und er tauschte es gegen ein paar hart gewordene, angeschimmelte Brotbrocken ein, die der Mann in seinem schmutzigen Tuch hatte.

Als wirklich Liebender sah er die Verlorenheit der Menschen, die im Sog der Sünde auf Gottes Gericht zuströmten. Ihm, dem Priester,

waren sie anvertraut. In seiner heiligen Liebe graute ihm vor der Sünde, aber für die Sünder gab er, was Gott ihm geschenkt hatte, sein ganzes Leben. Seine unglaubliche, weit ausstrahlende Kraft als Evangelist und Seelsorger gewann dieser heilige Priester aus der anbetenden Kommunikation mit Christus, den er in das eucharistische Brot inkorporiert im Tabernakel seiner Kirche täglich sah.

Der Dominikanerpater und Psychotherapeut Michael Marsch skizziert diese überragende Gestalt der Christenheit:

Die Hebamme soll bei seiner Geburt ausgerufen haben: »Ein großer Heiliger — oder ein großer Schurke wird der.« Schon der Vierjährige flüchtet aus dem Geschwisterkreis, um im Kuhstall ruhiger beten zu können. »Die Freude am Gebet und am Altar? Nach Gott verdanke ich sie meiner Mutter«, sagt er später.

Solche Freuden sind zu dieser Zeit in Frankreich alles andere als selbstverständlich. Laut von Gott zu sprechen oder gar zu beten, kann das Leben kosten. Die Revolution herrscht. Die Kirchen sind geschlossen. Schon der Knabe Jean Marie muß Gott suchen, wo er sich finden läßt: im Herzen der Ärmsten. Bis zu zwei Dutzend heimatloser Kinder bringt er abends mit nach Hause, wenn er von seinen Wanderungen mit der Schafherde heimkehrt. Die Mutter versorgt sie mit Essen und Decken, er selbst übernachtet mit seinem Bruder im Stall.

Siebzehnjährig beginnt der Bauernjunge ein privates Theologiestudium beim Pfarrer des Nachbardorfes. Er weiß: er will Priester werden. Die Mitstudenten lachen ihn aus, weil er kein Latein kann und beim Lernen besonders langsam ist. Mit 23 Jahren wird er vom Kaiser Napoleon zum Militärdienst einberufen, entzieht sich aber dem Gebrauch der Waffen. Nach gut einem Jahr im Versteck schließt er irgendwie seine Studien ab. Trotz kläglichen Versagens in

Latein und fraglicher Zulassung zum Beichtehören wird er 1815 zum Priester geweiht — durch das persönliche Wohlwollen des Bischofs und aufgrund eines guten Wortes seines Lehrers, des Pfarrers Balley in Ecully, dem er auch gleich als Vikar zugeteilt wird. Nachdem Pfarrer Balley 1817 gestorben ist, schickt man seinen Vikar Anfang 1818 als Pfarrer nach Ars, einem abgelegenen Dorf von 230 Seelen, wo er nicht viel verderben kann: »Es gibt dort nicht viel Gottesfurcht«, sagt man ihm im voraus, »Sie werden sie dort einpflanzen müssen.«

Vierzig niedrige Häuser und eine kleine Kapelle, um deren Geläut sich kaum jemand kümmert: das ist sein neues Wirkungsfeld. Der Pfarrer von Ars hält es dennoch für viel zu gewaltig, so elend, so unwürdig fühlt er sich ... »Wenn er nur nicht so engelhaft wäre«, sagt jemand nach seinem ersten Gottesdienst in Ars.

Damit ist ein unerbittlicher Zweikampf zwischen der Trägheit der Seelen und dem geistlichen Feuer des Pfarrers beim Namen genannt — ein Kampf, der vierzig Jahre dauern sollte. Dabei schildern die Leute den Pfarrer als einen Menschen von großer Güte, heiter und umgänglich. Aber er weiß, was er will, kann beobachten, ja durchschauen. Daß das Pfarrhaus nobler eingerichtet ist als das Haus Gottes, ist ihm unerträglich. Möbel werden verschenkt, Zimmer verschlossen. Eine Bettstelle mit einem Strohsack, zwei alte Schränke, zwei Tische, ein paar Stühle — das ist sein Reich. Den Bauern gefällt die Einfachheit, man begegnet dem Pfarrer mit einer gewissen Ehrfurcht — aber noch ist keiner bereit, sein Leben zu ändern. Weit mehr als die Religion schätzen die meisten den Tanz und das Vergnügen.

Wie reagiert der Pfarrer von Ars auf so viel Gleichgültigkeit? Mit Tränen! Aber nicht mit Tränen des Zorns und der Verbitterung, sondern mit

Tränen der Freude über Gott — und Tränen des Mitleidens mit den Menschen. Aus dieser Freude und diesem Schmerz ruft er die Menschen zum häufigen Empfang der Heilmittel Gottes auf: des Abendmahls und der Beichte. Das war für seine Zeit ein ungewöhnlicher Schritt, aber seine Begründungen sind zwingend für das Herz: »Sagt nicht, daß ihr zu viel zu tun habt. Hat nicht der göttliche Erlöser gesagt: Kommt zu mir, ihr, die ihr arbeitet und nicht weiterkommt — kommt zu mir, ich will euch erquicken?« — »Sagt nicht, daß ihr Sünder seid, daß ihr zu elend seid ... — ebensogut könntet ihr sagen, daß ihr zu krank seid und deswegen keinen Arzt rufen wollt!«

Nur aus dem Verlangen, seine Pfarrei glücklich zu sehen, ist sein von Anfang an gewagtes Vorgehen gegen die »Götter« seiner Gläubigen zu verstehen: gegen die Sonntagsarbeit, das Wirtshaus, den Tanz, seine Folgen ... Und nicht nur die Predigt dient ihm dazu: Er weiß zu handeln — wenn auch auf seine Weise. Er steht nachts um ein Uhr auf und verbringt fünf Stunden im einsamen Gebet auf den Stufen des Altars: »Bekehre meine Pfarrei!« ruft er immer wieder unter Tränen aus. Tagelang verzichtet er auf jedes Essen, oft begnügt er sich mit ein paar kalten Kartoffeln, meist schon leicht schimmelig, weil nur einmal in der Woche gekocht wird. Auf die Vorwürfe, er übertreibe und schade sich selbst, antwortet er: »Liebend leiden ist kein Leiden mehr.«

Seine Liebe zur Armut ist kein Selbstzweck, sie ist Liebe zu den Ärmsten. Und diese Liebe läßt dem Pfarrer von Ars keine Ruhe. Er will den Heimatlosen ein Dach über dem Kopf verschaffen, den Hungernden zu essen geben. Durch Bettel- und Predigtreisen hat er 1825 ein Haus nahe der Kirche von Ars erwerben können: »La Providence — die Vorsehung« nennt er es — denn von ihr ganz allein will er als Ärmster unter den Armen leben. »Halbnackt und mit Ungeziefer bedeckt« bringt

der Pfarrer elternlose und heimatlose junge Menschen von der Straße mit in das von ihm eigenhändig immer wieder vergrößerte Haus. Niemand weiß genau, wieviel Menschen es aufnehmen kann (50 bis 60?), kein Mensch, wovon alle satt werden — Gott allein weiß es. Und Gott greift ein: Als der Pfarrer sich gezwungen meint, seine Schützlinge entlassen zu müssen, weil nichts mehr zu essen da ist, füllt sich ein leerer Speicher von selbst mit Korn. Der Pfarrer weiß sich bestraft — bestraft für seinen Kleinglauben an Gottes Vorsehung. »Was hat dir bis jetzt gefehlt?« sagt eine Stimme deutlich zu ihm, als er sich übermäßige Sorgen um die Zukunft macht.

Aber die »Providence« ist nicht nur eine Unterkunft. Sie ist auch Schule, Ort der Verkündigung und des intensiven Unterrichts. Zwanzig Jahre lang bestreitet ihn der Pfarrer von Ars fast allein. Seine Zuhörer sind bald schon nicht mehr nur die jungen Menschen der »Providence«: die Gläubigen von Ars kommen — und bald ein immer dichter Strom von Pilgern.

Das schläfrige, abgelegene Ars wird zu einem der religiösen Zentren Europas. Dreißig Jahre hindurch strömen die Massen — bis zu hunderttausend Menschen pro Jahr schätzt man —, um den Pfarrer von Ars zu sehen, zu hören, bei ihm zu beichten. Neue Hotels müssen gebaut, neue Verkehrsverbindungen geschaffen werden. Bis zu siebzehn Stunden am Tag ist der Pfarrer in dem winzigen Beichtstuhl der ungeheizten Kirche gegenwärtig.

Stundenlang steht man Schlange vor der Kirche, auch wenn der Schnee tobt oder die Sonne brennt. Bis zu drei Wochen muß man sich in Ars aufhalten, um vielleicht eine Viertelstunde mit dem Pfarrer allein zu sein.

Viele halten ihn längst für einen Heiligen, denn von ihm gehen viele medizinisch nicht erklärbare Heilungen aus. Ein Junge, dem man eine alte Mütze des Pfarrers aufsetzt, wird spontan von einer eiternden Wunde geheilt, die sich bis dahin nicht schließen ließ. Ein schwer lungenkranker Priester hilft nach Kräften in der »Providence« aus, bis ihm der Pfarrer von Ars sagt: »Der liebe Gott hat seine Absicht geändert: Sie werden gesund werden, nachdem Sie schon zum Tode bestimmt waren, und in Ihrer Stadt der heiligen Philomena eine Statue errichten.« Beides trifft ein.

Der Pfarrer von Ars wußte durch sein Gebet nicht nur offenkundige Wunden des Leibes und der Seele zu heilen. Er hatte auch die Gabe, verborgene Krankheiten, Störungen und Sünden zu erkennen, aufzudecken, zu heilen. Einen Heuchler schickt er fort, weil er ihn durchschaut hat; der Heuchler bekehrt sich — und wird liebend vom Pfarrer aufgenommen. Immer geht es ihm um die Bekehrung der Sünder, um ihre Umkehr zu einem liebenden Gott. »Wenn Gott nicht so gut wäre! Aber er *ist* so gut! Wie roh muß ein Mensch sein, um einen so guten Vater so zu beleidigen?« Seine Berühmtheit steigt von Jahr zu Jahr. Bischöfe und Staatsoberhäupter kommen zur Beichte nach Ars. Aber

mit dem Ruhm wächst auch die Verfolgung — leider recht häufig durch neidische Priester der Gegend. »Neben dem Weihrauchschwenken gibt es auch Fußtritte«, sagt er lächelnd. Man verspottet ihn nicht nur wegen seiner zerrissenen Kleidung, man erklärt ihn auch für geizig und dumm — weil er sich selbst immer noch für ungeeignet und unwürdig hält als Priester. Ja, manchmal ist er der Verzweiflung nahe über sich selbst, seinen Kleinglauben und seine Mißerfolge als Seelsorger. Wie alle großen Heiligen hält er sich für den größten Sünder.

Zweimal, 1840 und 1843, nachdem er selbst von einer tödlichen Krankheit über Nacht geheilt ist, versucht er, aus Ars in die Einsamkeit zu fliehen. Er ist einfach erschöpft. Man gibt ihm einen Vikar, der in Ars Ordnung schaffen möchte — und dem Pfarrer das Leben zur Hölle macht. Er erträgt diesen Vikar mit Sanftmut und Demut. Doch seine Kräfte lassen nach. Er hat sich verzehrt in der Liebe zu Gott und den Menschen. Bis wenige Tage vor seinem Tod am 4. August 1859 verbringt er noch immer 17 Stunden am Tag im Beichtstuhl. Als er das Bett nicht mehr verlassen kann, um in die Kirche zu gehen, sagt er: »Wie gut der liebe Gott ist. Wenn ich nicht mehr zu ihm gehen kann, kommt er zu mir !«

Michael Marsch, in: Die Großen des Glaubens, hg. von Georg Popp, Stuttgart 1985, S. 227-230.

Der Sumpf ist tiefer

Wie sexueller Missbrauch in der Kirche gedeihen konnte

Sexuellen Mißbrauch hat es zu allen Zeiten gegeben. Durch Menschen an der Grenze zur Debität wie durch Ministerialräte mit wohl-sortiertem Bildungsbesitz; durch Ärzte, Priester, Lehrer, Trainer... Die meisten sind nicht pädophil, sondern Gelegenheitstäter. Sexuali-

tät und Habgier sind, folgt man der Bibel, die beiden Triebkräfte, durch die der Mensch in seiner ethischen Integrität immens gefährdet ist. Habgier-Sünden werden im Nach-68er-Protestantismus gern und oft geübt. Anders ist es mit der Sexualität. Trotz „Deutschlands

sexueller Tragödie“ hört man seit vielen Jahren aus der evangelischen Kirche kein hilfreiches Wort zum christlichen Sexualethos. Es wäre hoch an der Zeit. Aber offenbar ist dies Feld zu heiß. Man steckt selbst zu tief drin.

Der philosophisch geadelte Missbrauch

Die meisten der jetzigen „brutalstmöglichen Aufklärer“ haben nämlich jahrelang selbst in den Vorstellungen der „sexuellen Revolution“ gelebt. Als Propagandisten einer „befreiten Sexualität“ haben sie dazu beigetragen, daß dieser Mißbrauchssumpf ungestört gedeihen konnte. Die linksalternative TAZ bot Wortführern der pädophilen Bewegung Raum zur Werbung. Teile der Grünen machten sich deren Forderungen zu eigen, und die politische Schwulenbewegung wirkte mit pädophilen Lobby-Gruppen zusammen, als sie in konzertierter Aktion das christliche Sexualethos rechtspolitisch auflösten.

Alice Schwarzer schrieb: „Was heute endlich als Missbrauch benannt wird, hieß bei ihnen ‚Kinderliebe‘ und Pädophile waren ‚Kinderfreunde‘.“ Und weiter: „Es war die Zeit, in der der bekennende Pädosexuelle Kentler unwidersprochen die ‚freie Liebe‘ mit Kindern fordern und als Gerichtsgutachter in ‚wissenschaftlichen‘ Studien empfehlen konnte, straffällige Jugendliche ‚bei pädagogisch interessierten Päderasten‘ unterzubringen.“ Es waren renommierte Sexualwissenschaftler, die gewaltfreie, einvernehmliche sexuelle Handlungen zwischen den Generationen durch Unbedenklichkeitszeugnisse legiti­mierten. Hochgeachtete Reformpädagogen wie Gerold Becker und Hartmut von Hentig adelten den Mißbrauch, indem sie sich von Platons Knabenliebe-Schwärmerei die philosophischen Weihen holten. Mißbrauch wurde begünstigt durch einen Kult der Entgrenzung. Programmatische Distanzlosigkeit wurde geradezu zum Markenzeichen des Lebensstils nach 68. Scham wurde als Repressionsinstrument verdächtigt. Nacktheit - schon in der Lebensreformbewegung zu Anfang des Jahrhunderts propagiert - und als Freiheit verstandene Schamlo-

sigkeit öffneten Pädophilen leichte Gelegenheiten.

Der Sumpf, aus dem jetzt die Mißbrauchsfälle auftauchen, war breiter und tiefer als manche heute glauben machen wollen. Daniel Cohn-Bendit, Ko-Vorsitzender der Grünen im Europaparlament, ließ sich als „Kindergärtner“ von 5-jährigen Mädchen, die ihn streicheln wollten, den Hosenlatz öffnen. Es gab in Kirche und Gesellschaft keinen Aufschrei der Empörung, als Cohn-Bendit seine pädophilen Erfahrungen in autobiographischen Skizzen publizierte. Jetzt wollen sie alle es nicht gewesen sein. Wo waren die Bischöfe, die die Mißbrauchsideologie geißelten?

Die sexuelle Tragödie

In den 70er und 80er Jahren wurde die gesellschaftliche Öffentlichkeit flächendeckend sexualisiert, die Grenzen zur Pornografie wurden weithin überschritten. Wenn heute in sozialen Brennpunkten von Berlin minderjährige Mädchen sich rühmen, es in einem Durchgang mit 6 oder 7 Jungen getrieben zu haben, oder wenn das 11jährige Mädchen mit einem 19jährigen mit Zustimmung der promiskuen Mutter koitiert, wird wahrnehmbar, welche entsetzliche Verwüstung die sexuelle Revolution angerichtet hat. Hier wird Gottes Bild im Menschen geschändet. Sexuelle Gewalt im Sinne der gegenwärtigen Debatte ist das nicht. Es ist ein diabolischer Trick der Kindersex-Freunde, semantisch „sexuellen Mißbrauch“ durch „sexuelle Gewalt“ zu ersetzen. Immer vergiftet sexueller Mißbrauch den Menschen – und das meistens lebenslänglich. Der Mensch ist von Gott geschaffen, Sexualität erwachsen, heterosexuell in Hingabe und Liebe, ganzheitlich und ehezentriert monogam zu leben. Sexualität ist eine wunderbare Gabe Gottes, Gottes Einladung und Auftrag an den Menschen, kreativ lustvoll Leben in die Zukunft zu reichen. Im Griff der Sünde aber



pervertiert Sexualität zu einer unheimlich diabolischen Macht, die den Menschen in ihren Abgründen zu verschlingen vermag. Warum hört die Öffentlichkeit dies nicht mehr von den EKD –Bischöfen? Fürchten sie den Prüderieverdacht mehr als das Gericht Gottes?

Glaube an Sexualwissenschaft raubt dem Wort Gottes die Sprache

Schon während des Krieges formulierte Dietrich Bonhoeffer im Rahmen seiner Ethik ein Schuldbekenntnis:

„Die Kirche bekennt, kein wegweisendes und helfendes Wort gewußt zu haben zu der Auflösung aller Ordnungen im Verhältnis der Geschlechter zueinander. Sie hat der Verhöhnung der Keuschheit und der Proklamation der geschlechtlichen Zügellosigkeit nichts Gültiges und Starkes entgegenzusetzen gewußt. Sie ist über eine gelegentliche moralische Entrüstung nicht hinausgekommen. Sie ist damit schuldig geworden an der Reinheit und Gesundheit der Jugend. Sie hat die Zugehörigkeit unseres Leibes zum Leib Christi nicht stark zu verkündigen gewußt.“ (Ethik, 3. Aufl. 1949, S.50).

Im Prozeß der „sexuellen Befreiung“ haben die protestantischen Mainstream-Kirchen weltweit weithin das lebensdienliche biblische Sexualethos preisgegeben. Sie glaubten Sozialwissenschaftlern mehr als dem Wort Gottes. Sie gaben Gottes Werte preis zugunsten von gezählten Fakten und wollten nicht sehen, wie ideologieanfällig Sozialwissenschaften sind. Einen kaum zu übertreibenden Einfluß auf den kirchlichen Sexualdiskurs gewannen Pädagogen, Psychologen und Sexualwissenschaftler wie Helmut Kentler, Hartmut von Hentig oder Gerold Becker. Kentler war ein gefeierter Redner auf Kirchentagen, der pädophile Odenwaldschulleiter Gerold Becker gehörte noch 1999 EKD-Bildungsgremien an. Hartmut von Hentig, Gerold Beckers Freund und Lebensgefährtin, war der Star der Reformpädagogik, die inzwischen an prominenter Stelle ebenso durch Mißbrauch vergiftet ist wie Teile der katholischen Kirche. So wie Kentler für den promiskuen Lebensstil von Schwulen warb, so malt er das Bild einer schönen, zwar gebrochenen, aber doch fast versöhnten Welt der Pädophilen: Eines „der Hauptmotive ihrer Zuwendung zu Kindern“, so Kentler, sei, „daß sie Kinder froh und glücklich machen wollen“. Hier einem Berater der Kirche nicht im Namen Gottes und der Menschen öffentlich widersprochen zu haben, ist Schuld der Kirche, die schwer wiegt wie der Mißbrauch selbst.

Geist der Unterscheidung fehlt

Sexuelle Befreiung wurde mancherorts auch in der Kirche gestaltet.

Pastoren hielten es für geboten, Konfirmanden in den Gebrauch von Kondomen einzuführen. Das Konzept einer offenen Ehe mit wechselseitig zugestander sexueller Freiheit wurde in vertrauten Pastorenkreisen mit bemerkenswerter Offenheit diskutiert, bisweilen auch gelebt. Gruppendynamische Seminare in kirchlichen Einkehrhäusern boten Gelegenheit zu lustvoll experimentierten Ehebrüchen. Verborgener blieb das nicht. Selten wurde das Augustin zugeschriebene Wort „Liebe und tu, was du willst“ so mißbraucht wie im Nach-68er-Protestantismus. Mit solchen Sätzen setzte man das biblische Ehe-Ethos außer Kraft, segnete homosexuelle Beziehungen, öffnete ihnen die Pfarrhäuser, und unter diesem Wort glaubten sich auch Pädophile legitimiert. Es war diabolisch.

Die Scheidungsstatistiken in der Pfarrerschaft stiegen proportional zur Gesamtgesellschaft, und nicht selten begann es mit dem Seitensprung. Die Kirche war wehrlos, weil sie das schlichte 6. Gebot angesichts der Normativität des Faktischen um seine Grenzen ziehende und Gewissen bindende Kraft gebracht hatte. Der Glaube an die Sozialwissenschaften verblendete die theologische Vernunft. Und vielen Bischöfen fehlte der Geist der Unterscheidung. Statt heilend mahnender Stellungnahmen zu Ehebruch und Ehescheidung hörte man wohlfeile Worte zu Afghanistan, zur Käfighaltung von Hühnern oder zum Jagdschutz.

Es war geistlich-theologisch allzu simpel, Sexualität gleichsam zu

naturalisieren und von der Sünde weitgehend zu scheiden. Im westlichen Protestantismus herrscht anders als im Katholizismus oder der Orthodoxie ein tödliches Schweigen, wo Christen um Gottes und der Menschen willen von Sünde und Heiligung, von Zuchtlosigkeit und Askese sprechen mußten. In diesem aus der Zucht der Gebote Gottes emanzipierten Raum konnten sich widerspruchslos die lasziven Wunschvorstellungen der sexuellen Revolutionäre breit machen.

Erneuerung nicht ohne Buße

Vorbehaltlose, die komplexe Wahrheit suchende Aufklärung ist unausweichlich. Aber das reicht nicht. Die Kirche funktioniert zwar als gesellschaftliche Institution, geistlich leben aber wird sie nur, wenn wir alle in der Kirche - Bischöfe, Pröpste, Pastoren, Synodale... - umkehren und Gott und die Menschen um Vergebung bitten auch dafür, daß wir geschwiegen haben, wo wir hätten reden müssen. Geistliche Erneuerung wird es nicht geben ohne eine Buß- und Beichtbewegung. Auch die sexuelle Verwahrlosung in Kirche und Gesellschaft werden wir im Gericht Gottes zu verantworten haben. Es ist an der Zeit, daß wir neu lernen, das unausweichlich kommende Gericht Gottes mehr zu fürchten als die Fallbeile der medialen Großinquisitoren, die sich gegenwärtig scheinheilig vor allem an unseren katholischen Brüdern abarbeiten.

Dieter Müller

Warum war es gut, daß Maria Jepsen zurücktrat?

Man hätte nach Maria Jepsens Rücktritt zur Tagesordnung übergehen können, wäre sie nicht bei

aller Individualität eine typische Repräsentantin dessen, was weithin protestantischer Volkskirchen-

Mainstream mit allzu lockerem Bibel- und Traditionsbezug ist. Ein Blick zurück ist nötig.

Zum Beispiel: Der Traumtanz zwischen Kreuz und Krippe

Zu Weihnachten 1998 – 6 Jahre im Bischöfinnenamt - träumte Maria Jepsen von einer Christenheit, „die überall auf der Welt mit der Krippe wirbt, statt mit dem Kreuz“. Schon während des Kruzifix-Streites in den 90er Jahren hatte sie ermutigt, Kreuze aus Kinderzimmern zu entfernen. Ihr graute offenbar vor dem Kreuz, und das mit Recht. Denn hier ergeht das Gericht des heiligen Gottes über ihre und meine Gottlosigkeit. Sie wollte - vermute ich - nicht kirchliche Logos als Werbematerial mit Wiedererkennungswert schlicht austauschen, wenn sie versuchsweise das Kreuz an den Rand und die Krippe in die Mitte rückte. Sie wollte, feministisch bewegt mehr: eine freundlichere Theologie. Ihre Krippendeutung bei Tango und Gänsebraten – so damals in der Weihnachtsfantasie - war allerdings allzu harmlos. Maria Jepsen verzauberte Gottes heiligen Schmerz über ihre und meine Gottlosigkeit vor einem weihnachtlich gestimmten Publikum in eine Krippenidylle mit entwickelbarem Devotionalienhandel. Das war weit ab von Gottes Weg auf Erden, der „vom Stall zum Galgen“ führte.

Maria Jepsens Krippen-Spielchen zeigte eine beunruhigende Distanz zum Evangelium von der teuren Gnade Gottes; es war unheimlich naiv inspiriert vom Geist einer Volkskirche, die sich eher als Religionsagentur denn als exklusiver Brückenkopf des rettenden Gottes versteht. Der Friede zwischen dem heiligen, gerechten Gott und uns gottlosen, ungerechten Menschen kostet Jesus Christus am Kreuz das Leben. Wie sollen Menschen bei Wein und einem guten Braten – so damals Maria Jepsen - an der Krippe den Himmel finden, den Gott exklusiv durch Jesu Kreuz und Auferstehung öffnet? Ihre Krippentheologie war auch für die Leidenden

auf Erden beleidigend harm- und trostlos: Die Massenmorde der Kommunisten und der Nazis sind in dieser Perspektive schlicht verdrängt. Nicht die Krippe, das Kreuz ist das präzise Zeichen der Solidarität Gottes, der sich dem Menschen auch im Sterben nicht entzieht. „Für die nächsten zwei Jahrtausende nun einmal eine Christenheit, die überall auf der Welt mit der Krippe wirbt statt mit dem Kreuz – ist das eine gute Idee?“ fragte Maria Jepsen. Nein, das war Weihnachtskitsch, billiges Marketing, das Gott und die Menschen beleidigt. Wir Christen bleiben beim Kreuz.

War das ein einmaliger Ausrutscher? Was den Kitsch angeht, vielleicht. Das biblische Wort vom Kreuz, ohne das die Auferstehung ein bunter Luftballon bleibt, aber ist bei Maria Jepsen längst nicht mehr das Maß zur Unterscheidung der Geister. In Nordelbien könnte man Bischof werden, auch wenn man den sühnend-versöhnenden Tod Jesu religions- und philosophiegeschichtlich schlicht entsorgt. Das zeigte der Fall „Gorski“. Maria Jepsen, Propst Gorskis Bischöfin, hat sich dem nicht öffentlich glaubend und bekennend in den Weg gestellt. Auch hier verhinderte vermutlich allein schon die feministische Option das Verstehen und das notwendige bischöfliche Handeln.

Maria Jepsen war jahrelang Vorsitzende des Evangelischen Missionswerks (EMW) und vertrat in kirchlichen Gremien die Mission. Sie war eine Fehlbesetzung, denn sie blieb weit hinter der urchristlichen Missionsleidenschaft zurück, eben weil sie das Kreuz nicht mehr biblisch präzise als das exklusive Heils- und Versöhnungsangebot Gottes zu verstehen vermag. Ohne Jesu Kreuz und Glauben aber keine Versöhnung. Auch hier ist sie Glied in einer breiten theologisch approbierten Verfallsgeschichte. Zielte urchristlich justierte Mission auf Heil bringende rettende Eingliede-

rung in den Leib Jesu Christi durch die Taufe, hatten dafür Missionare wie der Nordstrander Nommensen noch buchstäblich ihr Leben eingesetzt, so sind daraus - auch unter dem Vorsitz von Bischöfin Jepsen - wenig mehr als mild moderierte multireligiöse Dialoge und gut funktionierende Entwicklungshilfe geworden. Die Dekadenz dieser missionstheologischen Mutation wird unübersehbar, mißt man sie an Schleswig-Holsteinern wie Ludwig Nommensen oder Christian Jensen. Wir streiten hier nicht um zeitgerechte Formen, sondern um Geist und Inhalt.

Das Milieu, aus dem Maria Jepsen kam

Maria Jepsen war „Quotenbischöfin“ – sie war einfach dran, als sie 1992 gewählt wurde. Zwei Frauen waren vorher gescheitert. Man wollte sie, man brauchte sie für den Ausbau feministischer Positionen, und überdies bot sich mit ihrer Wahl eine lutherische Weltpremiere. Und für Maria Jepsen sprach, daß sie eine fleißige Arbeiterin war und Überzeugungen hatte, zu denen sie steht. Das machte sie authentisch, das nötigte auch Gegnern Respekt ab. Woher aber gewann sie ihre Überzeugungen?

Maria Jepsen war Studentin, als der 68er-Umsturz mit seinen Folgen Kirche und Gesellschaft durchgreifend zu verändern begann. Sie ist aufgewachsen in einer Kirche, deren geistlose Mittelmäßigkeit von Ausnahmen abgesehen längst nicht mehr zu verbergen war und nach neuem Leben geradezu schrie. Die lutherische Bekenntnistradition entfaltete inzwischen aufs Ganze gesehen keine begeisternde Kraft mehr. Und - weit verhängnisvoller - die Bibel war historistisch-kritizistisch zerfleddert. Die Kirchenkrise, in der Maria Jepsen ihr Pastorenamt antrat, ist im Kern eine Bibelkrise. Der Geist, der die Bibel als Gottes Wort in das Leben der Menschen implantiert und die Tradition zu



einem Haus des Lebens macht, stieß zunehmend auf taube Ohren und verschlossene Herzen. Wo der Geist Gottes den Menschen nicht mehr erreicht, verkalkt die Bibel, und die Kirche wird dement.

Das reformatorische Christentum hat, wenn es um Leben und Tod geht, nichts als die geistgewirkte, im Geist sprechende und im Geist verstehbare Bibel. Die historisch-kritische Säkularisierung der Bibel bedroht nach wie vor lebensgefährlich das Fundament protestantischer Kirchen und ihrer Theologie.

Maria Jepsen studierte eine Theologie, die in zunehmender Beschleunigung ihre geistliche Dynamik und damit ihre Bedeutung für das Leben in der Kirche verloren hatte. Menschen fanden in der evangelischen Durchschnitts-Theologie nicht mehr das Brot des Lebens. Selbst ein theologisches Jahrhundertwerk wie die Kirchliche Dogmatik Karl Barths erwies sich im Leben der Kirche als nicht alltagstauglich. Der Ausfall einer das kirchliche Leben biblisch geistvoll gestaltenden, einer das Leben der Menschen in Christus erneuernden Theologie wurde schon in den ersten Amtsjahren Maria Jepsens zunehmend durch Soziologie und Psychologie kompensiert. Statt der Frage nach Gott dominierten die Menschenrechte den kirchlichen Diskurs. War die Philosophie viele Jahrhunderte die Magd der Theologie, so kam die Theologie jetzt in Teilen zur Magd der Sozialwissenschaften herunter. Seelsorge

wurde zur Psychotherapie, die Heils-Predigt zum Lebenshilfe-Dialog, die Beichte zur Beratung, die Sünde zum Ergebnis gesellschaftlicher Umstände. Evangelische Frömmigkeit mutierte zur Spiritualität, in der sich Versatzstücke aus Religion und Lebenshilfe zu immer neuen Moden kombinieren ließen. Dieser umfassende Verweltlichungsprozeß zersetzte die Bekenntnis-Identität kirchlichen Lebens, ließ zunehmend die gesellschaftlich wahrnehmbare sogenannte Lebenswirklichkeit normativ werden und führte zu einer Ethisierung des rettenden Heils-Glaubens. Das biblische Leitwort „Gerechtigkeit“ verführte dazu, sogenannte Gerechtigkeits-Projekte wie den Feminismus oder die bibelwidrigen Forderungen der Schwulen- und Lesbenbewegung und gegenwärtig die Gender-Ideologie auf Kosten der Einladung zum Glauben an den Dreieinigen Gott als Querschnittsaufgaben zu inszenieren. Zum Niedergang kirchlichen Lebens trug schließlich die tagespolitische Banalisierung des sozialetischen Auftrags bei. Das, was Maria Jepsen „Einmischung“ in den gesellschaftlich-politischen Diskurs nannte und als Bischofsrecht beanspruchte, wiederholte nicht selten nur, was auf linken Partei- oder Gewerkschaftstagen beschlossen wurde. Zu einer theologisch im Evangelium begründeten Ideologiekritik, die angesichts des Verfalls biblischer Werte in Kirche und Gesellschaft dringend geboten war, reichte es nie, das Gift war

längst in die „Kirchen-Theologie“ injiziert.

Dies ist die kirchliche Atmosphäre, in der offensichtlich Maria Jepsens theologische Überzeugungen heranreiften. Hinzu kommt, wie sie in Interviews deutlich machte, die traumatisierende Erfahrung der Scheidung ihrer Eltern im damaligen scheinheilig-moralischen Milieu einer holsteinischen Kleinstadt, in der sie sich als Scheidungs-Kind stigmatisiert fühlte. Der Spiegel zitierte sie 1994: „Die ganze Familie wurde kleingemacht“, und „ich hab mich als Kind immer geschämt“. Das gab ihrer biblisch begründeten Überzeugung, daß Gott an der Seite der Armen, der Stigmatisierten, der sozial Deklassierten zu finden ist, eine exzentrische Betroffenheits-Dynamik. St. Georg, diese Hamburger Lebensmitte der Stricher, der Junkies, der auf der Straße gestrandeten Jugendlichen, der Schwulen aller möglichen Präferenzen wurde so etwas wie ihr persönlicher kirchlicher Lebensraum. Hier trat sie mit Empathie an die Seite der „Erniedrigten und Beleidigten“, und das war zweifellos gut so. Nicht gut war, daß sie auf Grund ihrer kirchlichen Sozialisation, ihrer theologischen Erziehung und ihrer lebensgeschichtlichen Betroffenheit nicht fähig war, die Sünde in dieser Gemengelage zu erkennen und zu benennen und damit evangelisch den Raum der Vergebung aufzuschließen. Nur so läßt sich verstehen, daß sie ihr bischöfliches Amt ohne Rücksicht auf geistlich-theologische Verluste von Anfang an ganz wesentlich als „Schirmherrin“ und Lobbyistin der politischen Schwulenbewegung in Kirche und Gesellschaft mißbrauchte.

Maria Jepsens sexual- und geschlechtsethische Liberalität

Jesu Christi in Gottes Schöpfung gegründete, das Leben schützende Überzeugung, daß genital gelebte Sexualität ihren gottgewollten Le-

bensraum in der heterosexuellen Ehe hat, teilt Maria Jepsen nicht mehr. Sie glaubt es mit Sozialwissenschaftlern besser zu wissen als Jesus. Karl Barths Urteil, Geschlechtsverkehr ohne umfassend ganzheitliche Lebensgemeinschaft sei Unzucht, würde sie auch nicht mehr vertreten. Sie setzt sich längst dafür ein, „dass Prostitution als ein legaler und anerkannter Beruf“ gesehen wird. Offensichtlich hat sie ebenfalls in den 90er Jahren, als sie die Etablierung des homosexuellen Lebensstils in der Nordelbischen Kirche vorantrieb, kein ethisches Problem in schwuler Promiskuität oder bisexueller Lebenspraxis gesehen. Auch der verheerende Artikel, der damals im Hamburger Abendblatt die bisexuelle „Weltoffenheit“

des Hamburger AIDS-Seelsorgers Jarchow feierte, fand ihren öffentlichen Widerspruch nicht. Jarchow blieb noch geraume Zeit ihr *Protegé*. Nicht einmal dem Gender-Wahnsinn, der sich in Nordelbien breit macht, hat sie widerstanden. Den unglaublichen Satz des nordelbischen Genderbeauftragten: Es müsse auch im Interesse der Schwulen, der Lesben, der Bisexuellen, der Intersexuellen, der Transsexuellen, also aller Queer-Menschen, „zur Dekonstruktion, zur Erweiterung und damit zur Auflösung des bipolaren Geschlechtermodells kommen,“ ließ sie widerspruchslos passieren. Vielleicht bemerkte sie nicht einmal, daß sie grundlegende Aspekte des christlichen Menschenbildes preisgegeben hat: „...Gott schuf

den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau,“ also in kreativer Bipolarität. Maria Jepsen hat, um es noch einmal mit den Worten Dietrich Bonhoeffers zu sagen, „zu der Auflösung aller Ordnungen im Verhältnis der Geschlechter zueinander“ kein kirchlich und gesellschaftlich notwendiges Bischofswort gesagt. „Sie hat der Verhöhnung der Keuschheit und der Proklamation der geschlechtlichen Zügellosigkeit nichts Gültiges und Starkes entgegensetzen gewußt.“

Es war gut, daß Maria Jepsen zurücktrat.

Dieter Müller

„Sexuelle Identität“ ins Grundgesetz?

Ein fragwürdiger Gesetzentwurf von SPD, Grünen und der Linkspartei

Christl R. Vonholdt

Die Oppositionsparteien im Deutschen Bundestag (SPD, Grüne, Linke) haben einen Antrag zur Änderung des Grundgesetzes gestellt, der Ende Januar in erster Lesung beraten wurde: Artikel 3, Absatz 3 soll um das Merkmal „sexuelle Identität“ wie folgt ergänzt werden: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner sexuellen Identität, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“ In den Anträgen umfasst der Begriff „sexuelle Identität“ zunächst: „Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender [zwischen den Kategorien Mann und Frau lebend]“. Er umfasst aber auch „transsexuelle [biologisch gesund, wünschen sich, dem anderen Geschlecht anzugehören] und intersexuelle [biologische Erkrankung] Menschen“, bei denen es eigentlich in erster Linie um ihre geschlechtliche, weniger um die sexuelle Identität geht.

Was ist eigentlich „sexuelle Identität“?

Dazu ist festzustellen: Die „sexuelle Identität“ ist nicht angeboren. Die Sexualwissenschaften gehen davon aus, dass ein Mensch sich selbst eine sexuelle Identität aufgrund seines persönlichen sexuellen Begehrens („sexuelle Orientierung“) und seines sexuellen Verhaltens zuschreibt. Allerdings ist der Zusammenhang nicht zwingend: Es gibt Menschen mit homosexuellem Begehren und/oder Verhalten, die dennoch für sich eine heterosexuelle Identität in Anspruch nehmen. Zudem sind sexuelles Begehren, sexuelles Verhalten und sexuelle Identität im Laufe eines Lebens mehrfach wandelbar. Renommiertere Sexualwissenschaftler sind aufgrund ihrer Forschung der Auffassung, dass die „sexuelle Identität“ weder klar definierbar noch objektiv messbar ist. Je nachdem, welche Rechte jemand in Anspruch nehmen will, kann er sich selbst zur Minderheit mit dem Merkmal „sexuelle Identität“ zählen oder nicht. Die US-Soziologin Pepper Schwartz schreibt: „Da die sexuelle Identität rein subjektiv ist, kann sie letztendlich niemals jemand anderem als der betreffenden Person bekannt sein ...“

Staatlicher Schutz für Begehren?

Das im Grundgesetz ausdrücklich erwähnte Merkmal „Geschlecht“ ist objektiv und schützt jedes einzelne menschliche Individuum. Es gibt keinen Grund, warum darüber hinaus verschiedenes subjektives Begehren und persönliche sexuelle Verhaltensweisen grundgesetzlich unter Schutz zu stellen wären. Von Ausnahmen abgesehen, hat der moderne Staat im Schlafzimmer Erwachsener nichts zu suchen. Die Ehe als sexuelle Gemeinschaft wird nicht deshalb vom Grundgesetz besonders geschützt, weil sich der Staat hier um persönliche sexuelle Verhaltensweisen kümmern würde, sondern weil die Ehe der Ort ist, in dem Kinder nicht nur geboren werden, sondern auch am besten aufwachsen können. Wie keine andere Gemeinschaft trägt die Ehe zur Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft bei.

Gehört die Pädophilie auch dazu?

In den Anträgen umfasst die „sexuelle Identität“ „Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender, transsexuelle und intersexuelle Menschen“. Der FDP-Rechtspolitiker Sebastian Kluckert weist aber darauf hin, dass in diese Kategorie auch „Sodomisten oder Pädophile“ fallen können. Pädophile Gruppen sehen ihre sexuelle Präferenz als „sexuelle Identität“. Zu den prominenten Unterstützern der Grundgesetzänderung gehört der Soziologieprofessor Rüdiger Lautmann, der sich seit langem für eine Akzeptanz pädophiler Lebensformen einsetzt. Wie will unsere Gesellschaft dann Kinder noch vor angeblich „eivernehmlichen“ sexuellen Akten mit Erwachsenen schützen, wenn der Schutz der „sexuellen Identität“ im Grundgesetz verankert ist? Hier gilt: „Sexuelle Identität“ in der Verfassung kann dazu führen, dass Täterschutz vor Opferschutz geht!

Familienrecht auch für Bisexuelle?

Wenn im Grundgesetz steht, dass niemand aufgrund seiner „sexuellen Identität“ benachteiligt werden darf, muss das gesamte Ehe- und Familienrecht geändert werden, um Schwulen, Lesben, Bisexuellen, Transgendern und Transsexuellen eine gleichberechtigte „Ehe und Familie“ zu ermöglichen. Ein Lebenspartnerschaftsgesetz für Bisexuelle wäre vielleicht der nächste Schritt. Schon 2007 hat die „Grüne Jugend“ eine gesetzlich festgeschriebene homosexuelle Ehe, polygame Ehe, Gruppenehe (bisexuelle Ehe) und Geschwisterehe mitsamt allen Familienrechten gefordert. Die Homosexuellen-Organisation ILGA fordert, dass es möglich sein muss, dass ein Kind mehr als zwei Eltern hat. Das hätte unabsehbare Auswirkungen für das Kindeswohl.

Jugendliche haben dann kein Leitbild mehr

In Vorpubertät und Pubertät haben viele Jugendliche entwicklungsbedingt Unsicherheiten in Bezug auf ihre Identität und ihre sexuelle Identität. Wenn alle sexuellen Identitäten als gleich im Grundgesetz verankert sind, wird das in Kindergarten- und Schulbüchern so vermittelt werden müssen. Den Kindern wird damit das Leitbild der monogamen Ehe (ein Mann und eine Frau) als Orientierung für ihr Leben genommen. Kinder lernen nicht mehr, dass Ehefähigkeit eine kulturelle Leistung ist, die erst entwickelt werden muss. Da alle sexuellen Lebensweisen gleich sind, werden viele Jugendliche sexuell mehr experimentieren – mit allen damit verbundenen gesundheitlichen und seelischen Risiken. Die Verunsicherungen über die eigene Identität werden dadurch zunehmen.

Aufgrund der dargelegten Bedenken ist eine Erweiterung des Grundgesetzes um das Merkmal „sexuelle Identität“ abzulehnen.

Idea 4.08.10